

Das südindische Unionsschema im Urteile der Theologen

Autor(en): **Neuhaus, K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie**

Band (Jahr): **20 (1930)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-404048>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das südindische Unionsschema im Urteile der Theologen.

Wer die Unionsbesprechungen der anglikanischen Kirche mit den englischen Freikirchen, über die in dieser Zeitschrift in extenso berichtet wurde, aufmerksam verfolgt hat, der erblickt in dem südindischen Unionsschema (vgl. I. K. Z. Heft III, S. 157—173) zunächst einen erheblichen Ruck nach vorwärts. Das Haupthindernis einer Union unter diesen Kirchen, das sich an die Fragen vom kirchlichen Amte und im Zusammenhang damit vom Sakramentalismus knüpft, wurde hier scheinbar überwunden, und zwar durch die vielgerühmte anglikanische „comprehensiveness“, zu deutsch: Zusammenfassung auch von Anomalien und Widersprüchen. Das Schema scheint um den Preis allseitiger Opfer und durch allseitiges Entgegenkommen die anglikanischen, lutherischen, kalvinischen, presbyterianischen, kongregationalistischen und methodistischen Kirchentypen glücklich zu einer idealen Einheit zusammen zu schweissen, die dem Geist und den Bedürfnissen der indischen Christenheit protestantischer Prägung entspricht; denn auch die südindischen Anglikaner sind Low Churchmen.

Wer aber tiefer blickt und sich der Entwürfe anlässlich der Unionsbesprechungen von Anglikanern und Freikirchlern erinnert, der findet darin nichts spezifisch Indisches, sondern erkennt alte englische Vorlagen und Muster wieder und liest zwischen den Zeilen alle Kontroversen heraus, die die westliche Christenheit trennen.

Die in London von Sir Henry Lunn herausgegebene *Review of the Churches* beschäftigt sich in ihrer letzten umfangreichen Januarnummer fast ausschliesslich mit der Kirchenvereinigung in Südindien und lässt führende Theologen der an dieser Frage interessierten Kirchen zu Worte kommen. Die verschiedenen Voten geben uns, die wir in der Studierstube rein theoretisch

das Unionsschema betrachten, ein richtiges Bild von der wahren Lage der Dinge und von den Gegensätzen, die auch in der Vereinigten Kirche nach wie vor obwalten werden. Für unsere Begriffe kann von einer wahren Union, einem vom Geiste der Wahrheit geleiteten organischen Zusammenwachsen der Vereinigungskirchen zu einer geistigen Einheit, nicht die Rede sein, wenn nicht bis zur endgiltigen Konstituierung der Vereinigten Kirche noch Zeichen und Wunder geschehen. Innerlich sind sich die verhandelnden Partner und ihre Kirchen in den zehnjährigen Verhandlungen jedenfalls nicht näher gekommen als am ersten Tag.

Wir möchten bei der Wichtigkeit gerade dieser südindischen Unionsbewegung die hauptsächlichsten Kundgebungen dazu bringen. Das Interesse der gesamten kirchlichen Presse an dem Schema ist in der Tat aussergewöhnlich gross und scheint im Quadrat der Entfernung zu wachsen.

Von den drei am Unionsschema beteiligten Kirchen (Anglikaner, Wesleyaner und Vereinigte Kirche Südindiens) hat erst die letztere durch ihr höchstes Organ, die Generalversammlung, im Oktober 1929 offizielle Stellung genommen, indem sie dasselbe den acht konstituierenden Konzilien zur günstigen Erwägung empfahl. Sie hat am Unionsschema einige Änderungen vorgenommen, von denen folgende die wichtigsten sind: Bei der Annahme „des historischen Episkopates als Basis der Union“ wird der Zusatz gestrichen: „ohne dadurch zu beabsichtigen, ein Urteil über irgendeine Theorie bezüglich des Episkopates auszusprechen oder darin einzuschliessen.“ Statt dessen wird vorgeschlagen: „Hiermit erklären sie ihre Absicht, dass keine besondere Theorie über den Episkopat die offizielle Lehre der Vereinigten Kirche werden darf. Sie stellen sich auch nicht auf den Standpunkt, dass bischöfliche Ordination den Trennungstrich zwischen „gültigem“ und „ungültigem“ Amte bilden soll. Ferner erhält der Satz: „Nach dieser Periode von dreissig Jahren wird die Vereinigte Kirche die Frage erwägen und entscheiden, ob Ausnahmen vom allgemeinen Prinzip der bischöflich geweihten Geistlichen gemacht werden sollen“ den Zusatz: „vorausgesetzt, dass die Stellung derer, die bis zu jener Zeit bereits zugelassen sind, dadurch nicht berührt wird.“

Erst wenn sechs von den acht konstituierenden Konzilien ihre Zustimmung zu dem ganzen Schema nebst den Abände-

rungsvorschlägen gegeben haben, gilt es als angenommen. Das kann frühestens im Herbst 1931 der Fall sein.

Die wichtigste Organisation, die sich ausserhalb der südindischen Kirche mit den Vorschlägen des Unionsschemas beschäftigte, war der Ende August 1929 in Maloja tagende Fortsetzungsausschuss der Lausanner Konferenz für Glaube und Verfassung. Mehr als 70 Vertreter der Orthodoxen Kirche, der Altkatholiken, Lutheraner, Anglikaner, Presbyterianer, Reformierten Englands, Amerikas und der Schweiz fassten auf Antrag des Bischofs von Gloucester, unterstützt vom Erzbischof Germanos von Thyatira, folgende Resolution mit Einstimmigkeit: „Ohne irgendein Urteil über die Einzelheiten des vorgeschlagenen Unionsschemas der Kirchen Südindiens zu fällen, begrüßen wir die Feststellung des Vorwortes, wonach „Einheit des Geistes ihren Ausdruck im Glauben und in der Verfassung der Kirche, in ihrem Gottesdienst, in ihrer Organisation und in ihrem ganzen Leben finden muss. Wir glauben mit ihnen, dass ihre Union, wenn sie auf die richtige Linie geführt ist, eine grössere Gemeinschaft und Frieden innerhalb der Kirche, grösseren Eifer und grössere Wirksamkeit bei der Verkündigung des Evangeliums ergeben wird. Bei unserm tiefen Verständnis für die Wichtigkeit dieser Vorschläge fühlen wir uns veranlasst, alle Christen zu bitten, sich mit uns im fürbittenden Gebete zu vereinigen, dass die göttliche Leitung den Kirchen Südindiens und allen gewährt werden möge, auf denen in dieser Angelegenheit irgendwelche Verantwortlichkeit ruht.“ Diese unverbindliche Erklärung drückt nichts anderes aus, als die Freude über einen erzielten Fortschritt in der Richtung der Faith and Order-Bewegung, ohne im übrigen sich mit dem Inhalte des Schemas zu identifizieren.

Als erste grössere gegnerische Gruppe gegen das Schema meldete sich eine Vereinigung von 42 Missionaren der Londoner Missionsgesellschaft, die sich an der Unterscheidung von bischöflich ordinierten und nicht-bischöflich ordinierten Geistlichen stösst. Die Bischöfe haben nach ihrer Ansicht zu viel Macht und Autorität, und den lokalen Gemeinden sind zu wenig Rechte eingeräumt. Das sind die kongregationalistischen Aussetzungen, die immer wiederkehren. Wichtig ist, dass sich die indischen Kongregationalisten der Vereinigten Kirche Südindiens dem Proteste dieser Missionare nicht angeschlossen haben, sondern das Schema einstimmig billigten.

Eine Reihe von anglikanischen geistlichen Würdenträgern hat sich in zustimmendem Sinne für Annahme des Schemas ausgesprochen.

Bemerkenswert ist eine im Mai dieses Jahres veröffentlichte Reihe von Vorträgen¹⁾ des schon genannten Bischofs von Gloucester, Dr. Headlam, in denen er auch die südindische Unionsfrage bespricht. Er sucht nachzuweisen, dass das Schema genau den im Lambethappell von 1920 festgelegten Unionsgrundprinzipien entspricht. Er hält die dreissigjährige Interimsperiode, während welcher bischöflich ordinierte und nicht-bischöflich ordinierte Geistliche in der Vereinigten Kirche mit- und nebeneinander wirken sollen, für eine sehr gescheite, ja für die beste Lösung, weil er glaubt, dass sich nach dieser Zeit der Zusammenarbeit im Geiste der Liebe und des Vertrauens eine Neuerwägung des Ordinationsprinzips empfehle und man die richtige Lösung finden werde. Die Annahme des „historischen Episkopates in konstitutioneller Form“ als Grundlage der Verfassung in der Vereinigten Kirche gäbe hinreichende Gewähr, dass sich der altkirchliche Episkopat durchsetzen werde. Die Übergangszeit hat für Headlam nichts Bedenkliches im Hinblick auf Parallelen in der Geschichte der anglikanischen Kirche, da ebenfalls bischöflich geweihte Geistliche mit nicht-bischöflich geweihten zusammenarbeiteten. Auch die alte Kirche habe bei der Beilegung des Schismas des Meletius von Ägypten und der Donatisten in Afrika nicht die strengen *Canones rigoros* angewendet. Den anglokatholischen Opponenten des Schismas, die sich einem annehmenden Beschluss der Lambethkonferenz nicht fügen wollen und mit Austritt drohen, macht er den Vorwurf des „reinen Protestantismus“, weil sie ihren Individualismus höher stellen als einen korporativen Beschluss ihrer Kirche. (Im Gegenteil: Sie stellen die Überlieferung der Gesamtkirche über Beschlüsse einer Teilkirche, sofern diese sich gegen die gesamt-kirchliche Überlieferung verstossen!) Man müsse gefühlsmässige Bindungen in Glaubenssachen aus der Vergangenheit gegenüber wichtigen Dingen, die einer neuen Zukunft die Wege eröffnen, zurücktreten lassen, wie es einst die Judenchristen bei den Beschlüssen des Apostelkonzils taten. (Hier handelte es sich aber nur um disziplinäre Fragen, die die Substanz des

¹⁾ Christian Unity, Student Christian Movement Press, London 1930.

Glaubens nicht berührten!) In Fragen einer kirchlichen Union darf man nicht die Absicht haben, protestantischen Prinzipien gegenüber katholischen und katholischen gegenüber protestantischen zum Durchbruch zu verhelfen. Es handle sich darum, das Christentum zu stärken und der christlichen Freiheit eine Gasse zu brechen. Headlam glaubt nicht an die Unfehlbarkeit dieser oder jener Kirche mit Einschluss der anglikanischen. Wer an der Wiedervereinigung getrennter Kirchen arbeite, müsse sich von solchen Vorurteilen frei machen. Headlam vertritt eine echt anglikanische „Vermittelungstheologie“.

Wir wollen nun im folgenden auszugsweise jene Theologen zu Worte kommen lassen, die sich in der *Review of the Churches* gemeldet haben.

Einer der besten Kenner der indischen kirchlichen Verhältnisse, der ehemalige Erzbischof von Bombay, *Dr. E. J. Palmer*, schreibt:

„Das Unionsschema sieht keine Union durch Absorbierung oder durch Unterwerfung, sondern durch Verbindung von Einzelkirchen vor. Keine der Vereinigungskirchen stellt sich auf den Boden, allein im Rechte zu sein in Lehre und Praxis, oder verlangt gegenseitige Anerkennung alles dessen, was die andere lehrt und tut. Man anerkennt im Gegenteil, dass jede Kirche Dinge von dauerndem Wert besitzt, die im Leben der Unierten Kirche bewahrt werden müssen. Das Schema bringt eine glückliche Verbindung des kongregationalistischen, presbyterialen und episkopal-konstitutionellen Prinzips. Es ist ein allmähliches Einswerden durch Ineinanderströmen zu erwarten. Vereinigung bedeutet nicht Vereinheitlichung. Ein vollständiges Übereinkommen in allen wichtigen Punkten konnte nicht erzielt werden, weil eine gefühlsmässige Glaubensgrundlage nie durch intellektuelle Wahrheitsbeweise erschüttert werden kann. Der Unterschied der Meinungen und Praktiken soll mit dem Beginn der Union gar nicht aufgehoben werden. Es genügt vorläufig der Glaube, dass genug Übereinstimmung herrscht, um eine Union zu rechtfertigen. Bezüglich des Gottesdienstes bleibt anfänglich alles beim alten, bis sich durch allmähliche Annahme eine gemeinsame Form des Gottesdienstes herausgebildet hat. Die Forderung der Anglikaner, dass nur diejenigen zur hl. Kommunion zugelassen werden dürfen, die gefirmt sind, beantwortet die wesleyanische und südindische Kirche damit, dass sie junge Christen

vor Zulassung zur Kommunion besonders unterrichten und in einem feierlichen öffentlichen Gottesdienste als Kommunikanten aufnehmen. Solange die anglikanische Kirche den sakramentalen Charakter der Firmung nicht betont, darf man sich nicht darüber wundern, dass jene Kirchen ihre Konfirmationsfeier mit der anglikanischen Firmung auf eine Stufe stellen. Künftig sollen beide Arten bleiben, bis sich später *ein* Modus herausbildet. Zur Veranschaulichung der allmählichen Unifizierung nach der Union dient folgendes Bild: Drei Flüsse fliessen zusammen, aber noch lange nach dem Zusammenfluss kann man an den drei verschieden gefärbten Strömungen den Unterschied der Flüsse erkennen. Es braucht eine weite Strecke gemeinsamen Fliessens, bis der Strom nur eine Färbung hat. Zur Frage der apostolischen Sukzession ist zu bemerken: Wer daran glaubt, hält gewisse Züge des Schemas mit diesem Glauben für unvereinbar. Wer nicht daran glaubt, befürchtet, dass das Schema diesen Glauben in sich schliesst. Für ihn ist die ganze Frage eine Sache der Verfassung. Die drei historischen Weihen bieten die beste Garantie für eine gute Leitung und Betreuung der Kirche. Wenn nicht-bischöflich geweihte Geistliche Sakramente spenden, so sind sie doch gültig, weil hier der Satz gilt: „*ecclesia supplet*“.

Der griechisch-orthodoxe *Erzbischof Germanos* von Thyatira äussert sich folgendermassen: „Die Orthodoxen wünschen zunächst kirchlichen Zusammenschluss bisher getrennter kirchlicher Gruppen. Zum Schema: Vom orthodoxen Standpunkt bleibt es unverständlich, wie die Vereinigungskirchen, die im Begriffe stehen, sich zu etablieren, das geistige Band mit jeder ihrer Mutterkirche bewahren, ohne diese Mutterkirchen selber zusammenzuführen. Der Satz: wenn zwei Grössen einer dritten gleichen, so sind sie auch einander gleich, passt nicht bezüglich der Mutterkirchen. Wenn sich die Filialkirchen im Missionsgebiete vereinigen, warum nicht auch deren Mutterkirchen in der Heimat?

Die Grundlage jeder Union kann anfänglich nur geistiger Art sein als Reunion im Vater und Sohne durch den heiligen Geist. Aber Reunion kann auch nur einen äusseren Charakter tragen, d. h., sie muss sich im äusseren Zeichen eines gemeinsamen Glaubens, einer gemeinsamen Verfassung, eines gemeinsamen Gottesdienstes und einer einheitlichen Organisation des gesamten geistlichen Lebens bekunden. Gemeinsamer Glaube ist der

Glaube, den die Kirche von Anfang an gehabt hat, der Glaube an Christus, den Heiland der Welt. Wenn man nun erklärt, das Evangelium enthalte alles, was zum Heile notwendig ist, so kann das vom orthodoxen Standpunkte aus nicht unterschrieben werden. Auch die Orthodoxen halten für wahr, dass nach Gottes Willen der grösste Teil der Offenbarung in der heiligen Schrift beschlossen ist, aber bevor die Evangelien niedergeschrieben wurden, existierte eine lehrende, leitende und rettende Kirche. Es war auch keineswegs Glaube der Urkirche, dass in den Evangelien die ganze Offenbarung Christi niedergelegt sei. Wir würden keine Evangelien haben, noch würden sie die heutige Autorität in Glaubenssachen besitzen, wenn es keine Kirche gegeben hätte, die sie gesammelt und geordnet, die sie mit ihrer Autorität umkleidet hätte. Nur von der Kirche und durch die Kirche haben die Evangelien und andern heiligen Schriften ihre Beglaubigung erhalten. Auch das als Ausdruck gemeinsamen Glaubens angenommene apostolische und nizänische Credo würde keine Autorität verdienen, wenn man die Kirche nicht erwähne und berücksichtige, die sie verfasst hat und ihnen ihre heutige Bedeutung gibt. Die Grundsätze, wonach die hl. Schrift allein als Glaubensquelle genüge, und dass die Credos nur historische Glaubensdenkmäler seien, müsse von seinem Glaubensboden aus abgelehnt werden, denn dadurch würde fehlbares menschliches Urteil an die Stelle der Kirche als höchster Glaubensautorität gesetzt. Das gleiche ist zu sagen von dem, was im Schema über die Sakramente der Taufe und des Abendmahles als Gnadenmittel festgelegt wurde. Obschon nichts gegen den Begriff des Sakramentes einzuwenden wäre, bedaure er doch deren Einschränkung auf zwei. Die Definition des „Amtes“ als „Gabe Gottes, durch Christus an seine Kirche, durch welche Gott denen, die er berufen, Gnade gibt und sie befähigt, Gnaden zu spenden“, ist doch eigentlich die Anerkennung der Ordination als Sakrament, wenn auch obige Definition nicht den vollen Begriff des Priestertums wiedergibt, wie ihn die orthodoxe Kirche festhält. Der Ausdruck „Priestertum“ wird überhaupt vermieden, wohl um nicht den Opfercharakter der hl. Eucharistie anerkennen zu müssen. Die Anerkennung des historischen Episkopates in konstitutioneller Form widerspricht nicht orthodoxer Auffassung, weil die orthodoxe Kirche stets den bischöflichen Absolutismus bekämpft habe. Aber die Weigerung der Vereinigten Kirche,

irgendeine Meinung über die Bedeutung der bischöflichen Weihen zu äussern, zeigt, dass sie der apostolischen Sukzession, sofern sie die bischöfliche Würde verleiht und das Priestertum mitteilt, keine Bedeutung beimisst. Ein solcher Begriff des Bischofsamtes ist mit orthodoxem Glauben unvereinbar. Gerade dieser vage Begriff vom Bischofsamte macht es der Unierten Kirche leicht, das Amt der andern Kirchen unbedenklich anzuerkennen und die Notwendigkeit einer Neuordination zu verneinen, was für die orthodoxe Kirche ein unübersteigbares Hindernis ist.“

Der Glaubensgenosse des Erzbischofs Germanos, *Prof. Dr. theol. Hamilkar Alivisatos*, Professor des Kirchenrechts an der theologischen Fakultät der Universität Athen, schliesst sich dem Standpunkte des vorigen an und bemerkt zu der moralischen Unterstützung, die Germanos in Maloja dem Schema schenkte, es habe sich damals um einen Akt der Höflichkeit und Sympathie mit der Unionsbewegung überhaupt gehandelt. Angesichts der grossen Beunruhigung, welche die freundliche Begrüssung des Schemas durch Germanos in anglokatholischen Kreisen hervorgerufen habe, betont er, dass die orthodoxe Kirche keine übereilten Schritte in Fragen der Union unternehmen könne. Gegenwärtig sei es ihre Aufgabe, die neue orthodoxe Theologie systematisch von römisch-katholischer und protestantischer Beeinflussung zu reinigen und die tatsächlichen Differenzen zwischen ihr und den andern Kirchen zu prüfen. Unter Umschreibung der Stellung der einzelnen Kirchen zur Orthodoxie will diese das Maximum ihrer Anpassungsfähigkeit an andere Kirchen feststellen, ohne die Lehren der einen katholischen und ungeteilten Kirche zu ändern. Sie hält sich an die in Lausanne durch ihren Vertreter gegebene Erklärung ihres Standpunktes und kann nicht weiter gehen, bis alle orthodoxen Kirchen einstimmig einen neuen Gesichtspunkt aufgestellt haben. Die Kritik der Anglikanern an dem Schema und an den südindischen Anglikanern geht die orthodoxe Kirche nichts an. Diese Kritik darf aber nicht auf die Stellung ausgedehnt werden, die diesbezüglich von andern Kirchen eingenommen wird. Er sympathisiert mit der Stellung der Anglikanern zu ihrer eigenen Kirche, lehnt aber ihre Kritik gegenüber der orthodoxen Stellungnahme ab. Diese Kritik scheint ihm aus einem gewissen romanisierenden Gesichtspunkte hervorzugehen, der, wenn er vielleicht

auch der römischen Kirche schmeichelt, nicht dazu angetan sei, die guten Beziehungen zu den Orthodoxen zu fördern.

Prof. Dr. Adam Brown, Systematiker am theologischen Seminar in *New-York*, nennt das südindische Unionsschema das bedeutungsvollste Experiment, das in neuerer Zeit in der ganzen Unionsbewegung gemacht sei. Die Hauptschwierigkeiten liegen in der verschiedenen Auffassung von der Kirche. Hat Christus eine bestimmte Form der Organisation für seine Kirche vorge-schrieben oder ist die Form der Organisation belanglos? Das Schema lässt diese Frage offen, indem es für eine Zwischenperiode beide Typen zulässt. Die nicht-bischöflich Ordinierten nehmen das Bischofsamt an, die bischöflich Ordinierten nehmen die nicht von Bischöfen Geweihten ohne Reordination als Amtsgenossen an. Der Zukunft bleibt die Entscheidung überlassen, was später geschehen soll. Eine Möglichkeit wird sein, dass der Versuch, zwei Gruppen von so verschiedener Überzeugung in einer Organisation zu vereinigen, die Differenzen eher verschärft als verringert und sie so allmählich weiter voneinander entfernt, als sie es vorher waren. Das würde für die Sache der organischen Einheit in andern Ländern katastrophal wirken. Eine andere Möglichkeit ist die, dass als Ergebnis einer engeren Gemeinschaft der Standpunkt der einen Partei von der andern angenommen wird. Entweder kommen diejenigen, welche jetzt den Episkopat mehr auf Grund der Zweckmässigkeit denn aus Überzeugung annehmen, zum Glauben an die grundsätzliche geistige Notwendigkeit des Episkopates, oder diejenigen, welche den Episkopat als wesentlich für die Existenz der Kirche ansehen, ändern ihre Ansichten von dessen Bedeutung. Im Lichte der Vergangenheit und bei der Tiefe der gegenseitigen Überzeugungen scheint das recht unwahrscheinlich zu sein. Eine dritte Möglichkeit wäre, dass als Ergebnis einer besseren Bekanntschaft und eines tieferen Verstehens infolge der Union jede Partei dazukommt, die Überzeugung der andern zu verstehen und zu respektieren, so dass man die verschiedenen Schulmeinungen der Kirche als unvermeidlich hinnimmt. Das würde die Festlegung verschiedener Parteien und Richtungen erfordern, die verschiedene Lehren und Praktiken beobachten und doch eine mehr oder weniger umfassende Gemeinschaft betätigten, d. h. diejenigen, welche die katholische Auffassung vom kirchlichen Amte festhielten, würden ihre kirchlichen Bedürfnisse bei

bischöflich Ordinierten befriedigen, während jene, die diesen Gesichtspunkt nicht teilen, die Freiheit behielten, mit Kirchen in Gemeinschaft zu bleiben, deren Diener nicht-bischöflich ordiniert sind, was Sache des Gewissens ist.

Der letzte Punkt ist von ausschlaggebender Bedeutung. Sonst besteht die Gefahr, dass die Union diejenigen, welche in dieselbe eingetreten sind, von jenen trennt, mit denen sie früher verbunden waren. Das sind christliche Gemeinschaften, wie die Lutheraner, Baptisten und Methodisten, die eine grosse Bedeutung haben. Brown meint, es sei die Frage der Federation nicht mit der nötigen Gründlichkeit behandelt worden, die er dann sehr langwierig bespricht. Als Vergleich zieht er die Bundesstaaten in den U. S. A. an, die sich im Interesse der grösseren Einheit wichtiger Rechte begeben hätten. Sein Vergleich der Orden innerhalb der römischen Kirche im Verhältnis zur Gesamtheit stimmt deswegen nicht, weil die Orden im Glauben und in der Verfassung nicht von der Kirchenlehre abweichen. Unseres Erachtens ist der Federationsvorschlag Browns so, dass er in der Federationsunion keine höhere Einheit sieht, als sie schon heute unter den verschiedenen Denominationen herrscht.

Dr. J. A. Douglas, Kanonikus, Herausgeber des „Christian East“, beurteilt das Schema als Kenner des Ostens vom anglo-katholischen Standpunkte aus. Er erblickt in der Union den Versuch, katholische Grundsätze mit evangelischen und modernistisch-liberalen zu vermählen. Der Katholik wird in der sichtbaren Kirche, zu der er gehört, durch Christus in Berührung mit Gott gebracht. Für Liberale und Evangelische ist die Kirche, als deren Mitglied er sich fühlt, eine Gemeinschaft von christlichen Individuen, von der niemand behaupten kann, dass sie eine solche Verbindung mit Gott vermittelt. Für ihn gibt es nur auf dem Boden einer völligen dogmatischen Übereinstimmung eine wirkliche Union von Kirchen. Eine Union mit den Liberalen und Evangelischen ist ihm undenkbar, eine Gemeinschaft der Arbeit und des Gebetes aber wünschenswert, selbst die Abendmahlsgemeinschaft. Wenn er bei ihnen auch nicht *die* Eucharistie empfängt, so würde er darin einen Akt der Vereinigung mit ihnen als Menschen eines Blutes, einer Hoffnung und einer Liebe erblicken. Die Mitgliedschaft einer durch ein Unionsschema wie das südindische zustande gekommenen Kirche ist für ihn ausgeschlossen. Es bringt keine wahre Union, sondern nur eine

Verschmelzung zu einer äusseren Gemeinschaft, in der die geistige Übereinstimmung fehlt. (Episkopat, Kirchenamt, Sakramente!) Die neue Kirche ist für ihn eine solche liberal-evangelischen Gepräges. Trotzdem würde er das Experiment mit dem Schema empfehlen. Nach dem Zeugnis von Kennern der indischen Verhältnisse wird von den südindischen Anglikanern und den Mitgliedern der liberalen und evangelischen Kirchen die Vereinigung zu einer neuen Kirche nicht als Widerspruch empfunden, zumal die meisten Anglikaner von liberal-evangelischen Missionaren bekehrt sind. Man muss es der künftigen Entwicklung überlassen, ob sich die Vereinigte Kirche, so gestaltet, dass die anglikanische Kirche mit ihr Gemeinschaft halten kann. Wenn nicht, so muss diese Gemeinschaft aufgehoben werden.

Dr. theol. A. E. Garvie, Vizepräsident der Weltkonferenz für Glaube und Verfassung, ein englischer Kongregationalist, der dem Presbyterianismus den Rücken gekehrt, weil er sich auf kein Credo festlegen wollte, führt etwa folgendes aus: Die Sehnsucht nach der im neuen Testament klar ausgesprochenen kirchlichen Einheit ist im Missionsgebiet besonders gross, wo man für unsere Kirchenspaltungen kein Verständnis besitzt. Da die indischen Christen sich noch nicht völlig von theologischen und kirchlichen Einflüssen der europäischen Missionen freigemacht haben, so ruht auf diesen auch die Verantwortlichkeit, zu raten und recht zu führen. Notwendig ist eine klare Unterscheidung zwischen den Grundsätzen, die das Wesen und jenen, die das Wohlbefinden der Kirche berühren. Das Gemeindeprinzip sollte in der Verfassung der Kirche verankert werden; denn die Kirche besteht aus Gläubigen und auf diesen, vom heiligen Geiste geleiteten Christgläubigen ruht die Regierung der Kirche. Von diesem Prinzip unterscheidet sich aber die Praxis der kongregationalistischen Kirchen, die zu sehr auf dem Prinzip der unabhängigen Einzelgemeinde beharrt. Die Kundgebung jener 42 Missionare der Londoner Missionsgesellschaft besteht zu sehr auf der Durchführung der kongregationalistischen Praxis. Man muss zwischen einem dauernden Prinzip und einer zeitweiligen Praxis unterscheiden. Für eine bestimmte Verfassung, ob episkopal, presbyterianisch oder kongregationalistisch, kann man sich aufs Neue Testament allein nicht berufen. Daher sollte eine Vereinigte Kirche alle diese Elemente umfassen. Er erwartet von der Annahme des Schemas eine günstige Rückwirkung auf

das Verhältnis der anglikanischen Kirche in England zu den englischen Freikirchen.

Das Schema selbst kann nicht als eine indisch-christliche Arbeit angesprochen werden, sondern ist das Produkt europäischer Missionare, die stets darauf Rücksicht nehmen mussten, was ihre Heimkirchen im höchsten Falle konzedieren konnten. Hoffentlich wird die Vereinigte Kirche durch Selbstverwaltung und den wachsenden Einfluss der Inder auf die Kirche im Laufe der Zeit mehr indisch und weniger europäisch-amerikanisch. Deshalb begrüsst er den Vorschlag, dass die Kirche sich nach 30 Jahren selbst zu entscheiden hat, welche Ausnahmen von der bischöflichen Ordination für das kirchliche Amt zu machen seien. Die Heimkirchen müssten dann ihre Missionare in Indien ordinieren lassen.

Er ist mit der Ausarbeitung der kirchlichen Organisation einverstanden; aber er bedauert das Übergewicht des episkopalen Prinzips gegenüber der presbyterialen Gleichheit und der kongregationalistischen Freiheit. Es steht zu fürchten, dass sich unter dem Einflusse der Bischöfe die sakramentalen und priesterlichen Theorien immer stärker durchsetzen werden. Im ganzen gibt es durch Zurücksetzung des kongregationalistischen Elementes zu viel „Kirchenregiment“. Die Aufnahme neuer Mitglieder, die Wahl der Geistlichen und die Finanzverwaltung sollte Sache der Gemeindemitglieder bleiben. Es geht aus dem Schema nicht klar hervor, ob die Bischöfe in lebenswichtigen Fragen des kirchlichen Gedankens und Lebens ein absolutes oder nur aufschiebendes Veto haben. Das erstere müsste entschieden abgelehnt werden.

Die Überheblichkeit, mit der die anglikanischen Bischöfe sich selbst bei Eröffnung der Union einführen, missfällt ihm. Die Presbyter der andern Kirchen sollen als Mitdiener von Gottes Gnaden behandelt werden. Den Bischöfen darf nicht das Recht zugebilligt werden, von einzelnen Geistlichen eine besondere Auslegung der Sätze des Credo zu verlangen.

Bei der Verwaltung der Sakramente und der übrigen geistlichen Funktionen darf kein „sakramentalistischer“ Glaube kundgegeben werden. Alles das geschieht nur im Interesse der Kirchenordnung.

Im ganzen verdient das Schema unvoreingenommene Erwägung. Eine Ablehnung desselben würde der Sache Christi

schaden und alle bisherigen Anstrengungen in Sachen der Union überhaupt schwer entmutigen.

Ein guter Kenner Indiens, Rev. *W. H. G. Holmes* von der Oxforder Mission in Calcutta, beleuchtet die Unionsfrage von der indischen Mentalität aus. Danach hat die Spaltung des Christentums in Kirchen, Sekten und Richtungen weder für den Hindu noch für den Moslem etwas Verwirrendes, da auch der Hinduismus wie der Islam in zahlreiche Sekten gespalten ist. Der Kastengeist Indiens ist geradezu der Vater aller Spaltungen. Das Christentum hat seine grössten Missionserfolge unter den kastenlosen, unerlösbaren, unberührbaren, unreinen Parias, die mehr als fünfzig Millionen in Indien zählen. Der Kastengeist ist noch tief in den Herzen der indischen Christen eingebettet. Dagegen kämpft das Christentum vergeblich an. In den christlichen Trennungen sieht der gewöhnliche Indier eine Art Kastengeist. — Man darf also den Schaden, den das zerrissene Christentum der Sache der Mission zufügt, nicht übertreiben.

Er hat mit einer günstigen Voreingenommenheit das Schema geprüft und verlangt als klar ausgesprochene Grundsätze: 1. Die Credos, Sakramente und apostolische Verfassung sind nicht als unwesentliche Aussenposten des christlichen „Weges“ aufzufassen, sondern als Teile der Einheit, die nicht herausgebrochen werden können, ohne dem Leben der Kirche unberechenbare Nachteile zu bringen. 2. Die christliche Botschaft an die Menschheit kann dauernd, wesentlich und endgiltig erfolgreich nur in der Hand jener sein, die den *ganzen* Glauben, der einmal den Heiligen überliefert ist, festhalten. Die Wahrheiten der heiligen Schrift und die Erfahrung der Vergangenheit sind die Quelle dieser primären Überzeugungen. Ein verstümmeltes Christentum ist zwar immer noch besser als überhaupt keines, aber allein der ganze Glaube an Christus, den fleischgewordenen Gott, den Hohenpriester seiner Kirche, der durch die sakramentalen Ämter der hl. Schrift dient, kann endgiltig die Rettung der Welt sein. Es ist zu prüfen, ob das Schema eine Union gibt, die Gelegenheit bietet, das christliche Leben in seiner ganzen Fülle zu leben und die Botschaft Christi in ihrem ganzen Reichtum zu verkündigen, ob es auf alle Fälle das Minimum dessen bietet, wodurch katholischer Glaube, katholisches Leben und der katholische Aufbau des ganzen kirchlichen Organismus gewährleistet wird. Die Grundlagen des katholischen Glaubens sind gewahrt

worden. Nicht das gleiche kann man von den Grundlagen des katholischen Lebens sagen. Die Firmung als Ergänzung der Taufe bleibt unberücksichtigt und wird ins Belieben der Vereinigten Kirche gelegt. Daher ist die Taufe derselben unvollständig. Auch die katholische Kirchenverfassung ist nicht hinreichend sichergestellt. Wenn man nicht-bischöflich Ordinierte als volle Diener des Wortes und der Sakramente für 30 Jahre annimmt, warum nicht für 300 Jahre? Wie kann man denn überhaupt noch auf bischöflicher Ordination beharren? Man weist auf die „Früchte des Geistes“ hin, die sich offensichtlich auch bei nicht-bischöflich Geweihten zeigen. Aber das beweist gar nichts, denn diese „Früchte des Geistes“ zeigen sich auch bei Hindus, Moslems und Buddhisten. Wozu dann überhaupt noch Missionen? Es muss verlangt werden, dass alle Geistlichen der Vereinigten Kirche von Anfang an dieselbe Stellung haben. Presbyterianer und Kongregationalisten mögen den Anglikanern geben, was sie zu geben haben, und umgekehrt.

Eine Folge der südindischen Union wird leider nicht berücksichtigt. Sie zieht für die Anglikaner einen zeitweiligen Verlust ihrer Union mit den anglikanischen Bistümern von Nordindien nach sich. Die Vorschläge des Schemas sind nicht genügend durchdacht. Die Bischöfe der südindischen Kirche können nicht gut veranlasst werden, aus der organischen Gemeinschaft der Bischöfe des Nordens auszutreten.

Rev. *J. Scott Lidgett*, Herausgeber der „*The contemporary Review*“, tritt dafür ein, dass die Christen Indiens eine sich selbst verwaltende Provinz der Universalkirche bilden. Der Westen darf die christliche Religion in Indien nicht leiten, weil er die westlichen Kontroversen dorthin trägt, die für die Indier zum Teil belanglos, zum Teil praktisch abgeschafft sind. Die Übergangsperiode von 30 Jahren ist gewiss voller Schwierigkeiten und Gefahren. Der Prozess des Zusammenwachsens kann nicht durch festgelegte Regeln gefördert werden, sondern muss sich nach den im Neuen Testament festgelegten Grundsätzen richten. Die Kirche Indiens muss die Verfassung des Neuen Testamentes annehmen und dann ihre eigene Entwicklung nehmen. Es erfüllt ihn mit Befriedigung, dass die Aufstellung des Schemas durch einen Druck von innen und nicht von aussen erfolgte. Er erblickt im Schema den Ausdruck eines spezifisch indischen christlichen Geistes. Die Schwierigkeiten und Gefahren des

Schemas bilden keinen Grund, den indischen Christen das Recht zu bestreiten, dasselbe anzunehmen.

Recht belangreich scheint uns das zu sein, was wiederum ein langjähriger Bewohner und Kenner Indiens, *Rev. H. W. Newell* in Coimbatore (Indien), Mitglied der Londoner Missionsgesellschaft, zu sagen hat. Er bestreitet, dass das Schema den Forderungen nach Einheit wirklich entspricht. „Schon heute besteht unter den verschiedenen protestantischen Missionsgesellschaften in Indien eine Arbeitsgemeinschaft; aber das genügt nicht, um den Bedürfnissen und Schwierigkeiten der Lage in Südindien zu begegnen. Das Schema setzt zu Unrecht voraus, dass der Grund der Differenzen in Südindien theologischer Natur sei, oder dass das Volk in seinen Überzeugungen durch Fragen der Kirchenverfassung geteilt sei. Daher sucht es die Einheit auf dieser Linie zu vollziehen und verfehlt so das wirkliche Ziel. Was macht den Inder zum Presbyterianer oder Wesleyaner? Der Zufall, dass ihn oder seine Vorfahren die eine oder andere Mission gewonnen hat. Es muss darauf hingewiesen werden, wie elementar nur die meisten Indier selbst die Grund- und Hauptwahrheiten unseres Glaubens erfasst haben und wie wenig die Differenzen der einzelnen Denominationen für sie bedeuten. Die grosse Mehrheit der Christen sind Dorfbewohner und gänzlich ungebildet. In ihrer religiösen Erkenntnis hängen sie vom Dorflehrer oder Katecheten ab. Nur selten erhalten sie einmal einen flüchtigen Besuch des Missionars. Nur wenige gehen einige Tage in eine Sommerschule. Es verwundert den Kenner daher, wenn er Feststellungen liest wie: „Dass die Christen leidenschaftlich zur apostolischen und katholischen Kirche zurückkehren wollen.“ Sie haben vielleicht von ferne das Licht Christi gesehen, aber das ist auch alles, was sie wissen.

Das Vereinigte Komitee hat sich bemüht, während zehn Jahren in vielen Konferenzen von ein oder zwei Dutzend Vertretern der Vereinigungskirchen die Einheit zustande zu bringen. Auf allen Seiten waren Männer von grossen Fähigkeiten und grosser Hingabe an ihre Kirchen am Werke, aber die Hauptinspiratoren der Diskussionen waren Westländer. Nicht die Hälfte der Komiteemitglieder waren Indier. Die Diskussionen drehten sich um Punkte die eine genaue Kenntnis der Kirchengeschichte und der Phraseologie veralteter Kontroverspunkte erforderte. Einer der fähigsten indischen Mitglieder des Komitees sagte mir einmal nach

einer dieser Sitzungen: „Diese Dinge interessieren mich wirklich nicht. Ich würde mich fröhlich den römischen Katholiken anschliessen, wenn es mir gestattet wäre, dort meinem Herrn zu dienen.“ Das war auch der Geist der andern indischen Mitglieder des Komitees. Noch vor einigen Jahren war auf den Versammlungen der Vereinigten Kirchen Südindiens nur wenig die Rede von den Diskussionspunkten, und dieser Gegenstand wurde niemals erwähnt, wenn Indier bei Versammlungen von ihrer eigenen Kirche sprachen. Das Vereinigte Komitee hatte sich oft genug darüber zu beklagen, dass es auf seine Anfragen an die verschiedenen kirchlichen Synoden selbst über vitale Diskussionspunkte keine Antworten erhalten konnte. Oft genug begnügten sich die Konzilien mit einer allgemeinen Erlaubnis an die Delegierten, die Verhandlungen fortzusetzen. Selbst heute ist, soweit Indier in Betracht kommen, das Interesse an der Einigungsbewegung auf einen ganz kleinen Teil von Führern beschränkt. Und alles das, nicht weil die Christen in kirchlichen Dingen an sich uninteressiert wären, oder als ob sie lau in ihrer Hingabe an die Kirche wären. Wie so ganz anders ist es, wenn Männer, wie Sadhu Sundar Singh zu ihnen kommen! Der Grund für diese Indifferenz in Indien ist der, dass das Schema sich um Punkte dreht, die ausserhalb der Erfahrung der meisten Indier liegen. Für sie ist das Ganze nur eine Diskussion von Ausländern, worin sie nicht zuständig sind und woran sich zu beteiligen für sie keine Veranlassung vorliegt. Das Schema behandelt Gegenstände, von denen wir Westländer meinen, dass sie alle Christen etwas angehen sollten. Selbst wenn das Schema angenommen wird, ist Gefahr, dass es unter der Masse des Volkes niemals funktionieren wird. Vielleicht könnte man meinen, dass, wenn das Schema nichts anderes vollbringt, als die westlichen Denominationen in eine Organisation zusammenzuschliessen, es etwas Bedeutungsvolles vollbracht hätte. Aber auch das ist nicht der Fall. Das Schema lässt eine Reihe von Fragen offen, die für uns im Westen von wirklicher Wichtigkeit sind, wie die Bedeutung des Bischofsamtes. Das Ergebnis ist, dass beide Hauptparteien von dem Schema erwarten, die andere Partei für die eigenen Anschauungen zu gewinnen. Interessant ist es, dass in den Diskussionen in Südindien unter den Missionaren öfters folgende Bemerkungen gemacht wurden: „Zwar ist uns unser Standpunkt in dieser Frage lebenswichtig, aber unsere Partei wird

in der zukünftigen Vereinigten Kirche gut vertreten sein. Eine Generation wird genügen, die ganze Gemeinschaft von der Richtigkeit unserer Sache zu überzeugen. So lasst uns nur im Glauben und in Vertrauen uns vereinigen.“ Solche Bemerkungen offenbaren eine gefährliche und oberflächliche Einheit in Sachen, die von grösster Wichtigkeit sind. Es könnte im Laufe der Zeit zu einer neuen „Nonconformity“ kommen.

Das Schema schaut nach einer Erweiterung der Union aus. Für einige der wärmsten Anwälte des Schemas ist dasselbe überhaupt nur insoweit von Interesse, weil sie darin den Beginn einer weiteren Union erblicken. Tatsächlich werden die Anglikaner des Südens aufgefordert, in eine Trennung von der nördlichen Provinz ihrer eigenen Kirche einzuwilligen. Das bedeutet scheinbar, dass jene Union in Nordindien auch auf der Basis des „historischen Episkopates in konstitutioneller Form“ mit allen Verwickelungen von „gültigen“ Konsekrationen der Bischöfe und der „gültigen“ Weihe von Presbytern wie im südindischen Schema aufgebaut werden soll. Aber die Konferenz in Nordindien, welche die ersten Stufen zu einer Vereinigten Kirche in Nordindien legen sollte, zeigte keine Anzeichen von einer erreichbaren Einmütigkeit auf der Grundlage einer bischöflichen Regierungsform überhaupt. Dazu haben im Süden die Vertreter der amerikanischen Baptisten und der methodistischen Episkopalkirche klar herausgesagt, dass sie nicht willens seien, auf der vom Vereinigten Komitee angenommenen Grundlage sich mit der Vereinigten Kirche zusammenzuschliessen, da deren Vorschläge die Möglichkeit einer organischen Verbindung mit einer Gemeinschaft wie der Quäker endgültig ausschliesst. Die Aussicht, dass dieses Schema den wesentlichen Sekten in Indien ein Ende macht, ist daher gering.

Ferner halte ich dieses Schema für falsch begründet, weil es den Vereinigungskirchen und andern, die sich etwa in der Folge anschliessen werden, eine vollständig ausgearbeitete Kirchenorganisation aufoktroiert, bevor die Masse indischer Christen genügend entwickelt ist, ihre eigene Organisation zu bestimmen. Das Schema gibt den Stadtbewohnern den Haupteinfluss und die Hauptmacht. Sie werden die Mehrheit der Mitglieder der Diözesankonzilien und Synoden bilden. Ein städtischer Klerus, der Stadtverhältnisse im Gottesdienst und in der Verwaltung

berücksichtigt, wird von einer so kontrollierten und zentralisierten Organisation ausgehen. Die eigentlichen Leiter der Dorfgemeinden sollten von den Dörfern selber kommen. Ihr Lebensweg sollte dem der Dorfbewohner nahestehen. Das Dorf wird sich mit der Zeit auf eigene Füße stellen und sich nur wenig um die Verhältnisse der relativ wohlhabenden und gewandten Stadtbewohner kümmern. Dieses Schema wird die Versorgung mit den notwendigen Dorfgeistlichen hinausschieben, indem es eine nach westlichen Massstäben verfasste Form einer zentralisierten Kirche aufdrängt, die nur die Bedürfnisse der Stadtkirche berücksichtigt.

Die Lösung unserer denominationellen Schwierigkeiten liegt nicht in einem Schema, wie in dem besprochenen. Wir haben nicht so sehr eine gemeinsame Hierarchie und ein einförmiges Kirchenregiment nötig, sondern wir müssen uns in einem neuen Geist zusammenschliessen, und dieser Geist kann nur durch eine neue Frömmigkeit und einen gemeinsamen Eifer im Gottesdienst kommen. Glücklicherweise besteht bereits eine Organisation, die den Weg zu einer wahren Union weist. In jedem Teile Indiens sind die Provinzialkonzilien der Kirchen tätig, die im nationalen Kirchenkonzil, einem Kinde der Edinburgher Missionskonferenz, zusammengefasst sind. Fast alle protestantischen Missionen Indiens sind hier vertreten. Es hat die Missionsarbeit vereinfacht und vereinheitlicht, hat die theologische Erziehung zusammengelegt, tut viel auf dem Gebiete der Erziehung und auf sozialem Gebiete, leitet zum leichteren Herankommen an den Moslem und Hindu an und bringt Leute verschiedener Denominationen zu gemeinsamen Gottesdiensten zusammen. Zuerst Federation, dann Union.“

Auch Rev. *William Paton*, der einige Jahre Missionar in Indien war und jetzt als Verbandssekretär des internationalen Missionskonzils die Verhältnisse in den Missionsgebieten gut überblickt, äussert sich recht interessant. Nach seinen Darlegungen fühlen sich die christlichen Indier bei ihrem Gegensatze zu der sie umgebenden moslemitischen oder Heidenwelt trotz aller Konfessionsunterschiede doch als eine geistige Verwandtschaft. Sie bilden unbewusst eine grössere Einheit als wir Christen in christlichen Ländern. Dazu führt der wachsende nationalistische Geist die indischen Christen enger zusammen. Der indische Nationalismus findet seinen Rückhalt in der Poesie, Philosophie, Architektur,

Literatur, wirtschaftlichen Verbundenheit, sozialen Gesetzgebung und Religion. An der Nationalbewegung nehmen auch die indischen Christen Anteil, aber sie wollen die christlichen Kirchen Indiens nicht im engherzigen Nationalismus von der übrigen christlichen Welt trennen. Doch soll die Kirche „in Farbe und Gewebe“ indisch werden. Für die Kontroverspunkte der westlichen Kirchen hat der christliche Indier wenig Verständnis. Monatlich werden etwa 10 000 Parias gewonnen. Alle Kirchen ringen mit dem Erziehungsproblem dieser Neophyten. Auch bildet die Heranbildung von Geistlichen grosse Schwierigkeiten. Diesen Aufgaben kann nur durch eine kirchliche Vereinigung begegnet werden. Der Wunsch nach Union ist so gross, dass darüber viele nicht beurteilen können, was am Schema recht oder falsch ist. Das Schema ist der Unterstützung würdig, weil es eine organische Einheit und nicht nur eine Federation vorsieht. Dadurch wird ein Rahmen für eine wirklich indische Kirche geschaffen. Es rettet das geistige Erbe der einzelnen Unionskirchen. Hier ist keine Rede von Reordination nicht-bischöflich geweihter Geistlicher. Niemand braucht die geistige Vergangenheit seiner Kirche zu verleugnen. Die neue Kirche bietet *varietas in unitate*. Protestantische und katholische Frömmigkeit findet die Möglichkeit der Befriedigung. Die Einheit der Kirche ist im Grundlegenden durch das, was über den Glauben und die Verfassung festgesetzt ist, hinreichend gesichert. Es ist gut und klug, dass noch nicht alle Punkte, darunter sehr wichtige (Firmung), durch eine wirkliche Einigung erledigt sind, sondern dass man das der zukünftigen Kirche überlässt. Die Jugend, die in einer vereinigten Kirche aufgewachsen ist, wird die strittigen Punkte vorurteilsfreier bereinigen, als die in den verschiedenen Kirchen alt gewordenen. Gut ist ferner, dass die Vereinigte Kirche die Beziehungen zu den Heimkirchen pflegen will. Dadurch kann sie in der Zukunft als verbindendes Element wirken.

Ein anderer ehemaliger Missionar in Indien und Sekretär der Londoner Missionsgesellschaft, Rev. *Philipps*, gibt, allerdings nur in seinem Namen, eine längere Beurteilung des Schemas. Die gegenwärtige Lage in Indien sei unerträglich. Nur grösste Weitherzigkeit und christliche Liebe geben die richtige Methode für die kirchliche Vereinigung. Am dringlichsten ist, dass der katholische und protestantische Kirchentyp vereinigt werden. Das ist nicht leicht. Tatsache ist, dass in zehnjähriger Diskussion

kein Protestant zum Katholiken und kein Katholik zum Protestanten geworden ist. Beide Parteien haben sich in der Verteidigung vielmehr noch mehr auf ihren Standpunkt besonnen. Die Union wird dadurch zustande kommen, dass man versucht, das Wesentliche des evangelischen und des katholischen Typs in einer Organisation zusammenzufassen in der Hoffnung, dass durch einen langsamen Prozess während Generationen schliesslich in der indischen Christenheit sich eine Synthese herausarbeitet, die wir noch gar nicht ahnen können. Viele glauben mit dem Vereinigten Komitee, dass trotz aller Abweichungen über die Grundsätze der kirchlichen Verfassung durch gegenseitige Anerkennung des andern Standpunktes eine wirkliche Gemeinschaft sich herauskristallisieren wird. Jede Seite muss etwas aufgeben, was sie schätzt, von dem sie aber überzeugt ist, dass es die gewissenhafte Überzeugung der andern Partei verletzt.

Vom Standpunkte der Freikirchen ist folgendes einzuwenden: 1. Die Annahme des Bischofsamtes auch in modifizierter Form bedeutet für die Freikirchler eine schmerzliche Abweichung von den Grundlinien ihrer kirchlichen Entwicklung. Mit dem Begriff „historischer Episkopat“ verbindet sich für sie der Begriff von Weihen und Sakramenten, der den Kongregationalisten vor allem unerträglich ist. An eine apostolische Sukzession denken die Freikirchler beim Worte „historischer Episkopat“ nicht, ebensowenig, dass ein gültiges kirchliches Amt nur durch einen Bischof gesichert wird. Das wird kein Wesleyaner oder Mitglied der Vereinigten Kirche Südindiens unterschreiben. Der Episkopat wird nur als alte kirchliche Institution angesehen, die sich im Laufe der Zeit als recht nützlich erwiesen hat. 2. Was geschieht nach 30 Jahren? Werden die protestantischen Mutterkirchen die Kirche Südindiens noch unterstützen, wenn allgemein die bischöfliche Ordination der Geistlichen gefordert wird? Wenn das geschieht, so wird in Südindien eine neue Art von „Nonconformity“ entstehen, die allerdings den Vorzug hätte, indisches Eigengewächs zu sein. 3. Das Nebeneinanderwirken bischöflich geweihter und nicht-bischöflich geweihter Geistlicher wird in der Kirche eine praktische Ungleichheit schaffen, indem die nicht-bischöflich Geweihten weniger in Anspruch genommen werden. 4. Der Kongregationalist wird auf die von Laien gespendete Kommunion verzichten müssen. 5. Das kongregationalistische Prinzip kommt zu kurz.

Die eigentliche Entscheidung liegt bei den Kirchen Südindiens. Wird das Schema nicht von allen angenommen, so fällt es dahin. Die Heimatkirchen haben nur Ratschläge zu erteilen.

Schliesslich kommt noch der Expräsident der Wesleyanischen Konferenz Rev. *John H. Ritson* zum Wort. Die Wesleyaner betrachten trotz ihrer sonstigen Abgeschlossenheit das Schema mit grosser Sympathie. Die Missionskirchen stehen nicht unter absoluter Dauerkontrolle durch ihre Mutterkirchen, sondern sie sollen sich vom Stigma des Ausländertums freimachen und selbständig werden. Wir können nur raten, nicht zwingen. Die Entscheidung liegt bei den indischen Glaubensgenossen. Für die Wesleyaner ist der Episkopat keineswegs das „rote Tuch“. Für sie ist der Bischof der *primus inter pares*. Dass liturgische Gottesdienste und solche spontanen Typs vorgesehen sind, ist erfreulich. Obschon der Passus vom „historischen Episkopat“ zwischen Scylla und Charybdis hindurchzusteuern scheint, wird in praxi doch die alternative Theorie vom Amte nicht vermieden. Für Wesleyaner ist die Apostolizität ein geistiges Erbe, das nicht an einen materiellen Kanal gebunden ist. Sie nehmen daher das Wort „historischer Episkopat“ in einem andern Sinne wie die Anglikaner.

Wenn auch alle Bischöfe in der Vereinigten Kirche von Bischöfen in voller apostolischer Sukzession geweiht werden, so werden vielleicht einige zu Bischöfen konsekriert werden, die weder gefirmt sind, noch die Diakonats- und Priesterweihe empfangen haben. Die Gültigkeit der Ordination nicht-bischöflich geweihter Geistlicher und die Interkommunion sind die logische Folge des Schemas. Wenn aber diese Dinge für 30 Jahre recht sind, warum nicht für immer? Nicht-bischöflich geweihte Geistliche können von den Gemeinden abgelehnt werden. Dadurch wird es vorläufig in der Vereinigten Kirche eine gewisse Ungleichheit geben. Auch wird ein anglikanischer Bischof nicht reordiniert, während ein wesleyanischer Präsident (*chairman*), der tatsächlich bischöfliche Funktionen ausübt, sich einer Konsekration zu unterziehen hat. Verbessern wir, wenn wir es können, wenn aber nicht, so wollen wir unsern Brüdern in Südindien freie Hand lassen!

Wer diese verschiedenen Beurteilungen, die sich vielfach widersprechen und stets die Denomination oder die Richtung des Kritikers erraten lassen, vom katholischen Standpunkte aus

genau prüft, der wird die Bedenken der Anglokatholiken nicht als übertrieben erklären. Für ihn ist das Schema in gewissen Punkten unannehmbar. Er muss die Unklarheit verschiedener Vereinbarungen und den Mangel an Grundsätzlichkeit beanstanden. Wird das Schema in der jetzigen Form oder gar noch mit den Abänderungsvorschlägen der Generalversammlung der Vereinigten Kirche Südindiens angenommen, so wird für wirklich katholische Anglikaner in der neuen Kirche kein Platz sein. Wenn es den Tatsachen entspricht, dass das Volk in den Vereinigungskirchen nicht Träger des Unionsgedankens ist oder dass man nach Belieben die Worte im protestantischen oder entgegengesetzten Sinne deutet, so wird unseres Erachtens aus episkopalen, presbyterialen, kongregationalistischen und methodistischen Elementen in der Retorte nur ein Kunstprodukt konstruiert, das nicht lebensfähig ist — eine ecclesiuncula. Das ist ein gewagtes Experiment, weil es innerlich die Kirchen nicht eint, sondern die Gegensätze in der Vereinigten Kirche noch schärfer hervortreten lässt, als sie es in den getrennten Kirchen waren.

Man hat von gegnerischer Seite den Altkatholizismus als „Gelehrtenhäresie“, als „Gelehrtenrevolte“ verspottet, weil der altkatholische Standpunkt von den grössten katholischen Theologen wissenschaftlich einwandfrei begründet und weil die altkatholische Kirchenverfassung in der Gelehrtenstube nach den kanonistischen Grundsätzen der alten, ungeteilten Kirche rekonstruiert wurde. Aber hinter dieser „Gelehrtenrevolte“ stand doch noch kirchlich gebildetes und interessiertes Volk, das die „Revolte“ aus tiefster Überzeugung um des Gewissens und um der Wahrhaftigkeit willen mitmachte. Die Vereinigte Kirche Südindiens dagegen ist eine Forderung der praktischen Vernunft, nicht des religiösen Gewissens der Gläubigen, das Schema die Arbeit weniger mehr praktischer als wissenschaftlicher Führer. Es mag wohl eine „vereinigte“, wird aber nie eine einige Kirche schaffen. Jedenfalls bedarf es auch in Südindien noch jahrelanger Unionsarbeit, bis das erreicht wird, was das Ideal des Herrn der Kirche ist: Ut omnes unum.

Basel.

K. NEUHAUS.
